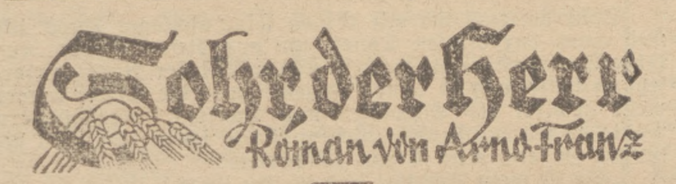


Nr. 36. Bromberg, den 13. Februar 1929.



(1. Fortsetzung.)

1.

„Offen und ehrlich, mein lieber Junge — feig bist du! Nichts weiter als feig", sagte Friedrich Karl Sohr, der Herr von Finkenschlag, zu seinem Sohne Claus Kaden der der ersten Ehe seiner Mutter entstammte und ziemlich betreten dem „alten Herrn" ins Gesicht sah.

Claus Kaden studierte in Berlin und hatte soeben — wie man das zweckmäßigerweise immer erst wenige Stunden vor der Abreise tut — Schulden und andere unerfreuliche Dinge gebeichtet. Nicht das erstemal. Schon oft!

Immer hatte der Stiefvater, der ihm wie ein leiblicher Vater war, in den Beutel gegriffen und schweigend bezahlt. Heute ausnahmsweise aber nicht.

Die Beichten Claus Kadens hatten regelmäßig mit der Versicherung geendet: „Es soll nicht wieder vorkommen." Und als er auch heute wieder diese Versicherung gegeben hatte, waren die gefürchteten Falten auf der Stirn des Vaters erschienen und jene Worte gefallen, die den Jungen aufblicken ließen.

„Feig?! Du urteilst hart", sagte er nach peinlichem Schweigen.

Sohr neigte zweifelnd den Kopf zur Seite und sah seinen Jungen lange an. Dann stand er plötzlich auf, legte ihm den Arm um die Schulter und schob ihn zur Tür.

Diese öffnete er.

Er sagte:

„Feig sind alle diejenigen, die dem Erkannten nicht gerade entgegensehen, sondern in Angst und Bangen um das Erkannte herumschleichen. Das überleg dir mal, mein Sohn."

Damit drängte er ihn sanft über die Schwelle und schloß die Tür.

*

Im Garten unterm Nußbaum, da, wo sein Vater als Knecht so oft gesessen hatte, saß Claus und dachte nach über die harten Worte „seines alten Herrn".

Er empfand, daß sie gutgemeint waren. Das linderte den Schmerz über die Erkenntnis ihrer Richtigkeit. Aber wenn auch, es blieb doch von diesem Wehgefühl ein bitteres Restchen zurück.

Erkanntes Unrecht und erkannte Schwäche können nicht ausgelöscht werden. Noch nach Jahren und Jahrzehnten verursacht das Erinnern wehe Stunden.

Claus ballte die Hände zu Fäusten. Nicht vor Wut, aber aus Scham.

Zehnmal schon hatte er dem Vater versprochen, sich ändern zu wollen, den Leichtsinn zu bekämpfen, festzubleiben den Freunden gegenüber, ernstlich zu arbeiten und der kleinen Ellis zu entsagen, die die Tochter seiner Wirtin war.

Das Festbleiben glückte manchmal das Arbeiten auch, das Entsagen aber war gar zu schwer. Das brachte er nicht fertig.

Ja, wenn Ellis nicht so lausbubenhaft frech, so mondän elegant und so hübsch gewesen wäre und nicht jeden Tag um ihn, vielleicht wär' das Entsagen geglückt. Aber so!

Wie hatte doch der Vater gesagt, als er ihn auf seiner Berliner Studentenbude zum ersten Male besuchte und das kleine Madel auf dem Schreibtisch sitzend und mit den Füßen baumelnd, vorfand?

O, er wußte es noch genau. Wörtlich sogar wußte er es!

„Alles darf ein Weib sein", hatte er geäußert, als Ellis das Zimmer verlassen hatte. „Es darf häßlich, robust, arm, taub und blind sein. Nur eines nicht! Nämlich dumm!"

Und das war Ellis doch.

Von dem, was man notwendiges Wissen nennt, hatte sie keine Ahnung.

„Sie kann kaum das kleine Einmaleins und läßt Petersburg in Spanien liegen", hatte der Vater scherzend bemerkt, dann aber sehr ernst hinzugesetzt: „Mit einer goldenen Gans kannst du immerhin ein Stück Weges gehen mit einer dummen aber kommst du kaum über die Straße. Und das ist nicht weit!"

Wie er recht hatte, der Vater! Ellis war dumm. Sie war rührend dumm. Aber diese Dummheit gefiel ihm. Er fand sie drollig in ihrer Unwissenheit. Wenn sie die unsinnigsten Fragen tat, konnte er sie küssen vor Freude.

Übrigens konnte er das sonst auch.

Nein er mochte sie nicht lassen.

Das wollte er dem Vater sagen.

*

„Nun mein Sohn", fragte Sohr seinen Einzigen, als dieser wieder bei ihm eintrat, „was bringst du mir Schönes?" und wies ihm einen Sessel zum Sitzen an. „Hast du dir meine Worte überlegt?"

„Ja, Vater", antwortete Claus und nahm Platz. „Du nanntest mich feig, weil ich Erkanntem aus dem Wege ginge. Das letztere stimmt nur bedingt. Du sollst sehen, daß ich mich andere. Ich werde solid werden und werde arbeiten. Aber von Fräulein Kuppke lasse ich nicht, weil ich das nicht kann. Ich liebe sie."

Da lächelte Sohr.

„Also doch ein gewisser Mut", sagte er anerkennend. „Freut mich! Du weißt, ich habe für Courage was übrig. Und dennoch kann ich meine Äußerung vorläufig noch nicht zurücknehmen. Nur Beweise überzeugen mich noch."

„Ich werde sie erbringen."

„Ich hoffe es, würde sie aber an deiner Stelle doch nicht so bestimmt in Aussicht stellen."

„Du zweifelst also immer noch?"

„Muß ich nicht, mein Junge?! — Wie oft hast du freiwillig Wandlung und Besserung versichert und nicht wahrgemacht Das war unklug von dir. Man soll Versprechungen nur geben, wenn man sicher weiß, daß man sie halten kann. Ich war auch mal jung, mein Lieber. Das hab ich, Gott sei Dank, bis heute nicht vergessen und deshalb habe ich dir auch nie Versprechungen abgefordert. Ich war auch leichtsinnig. Leichtsinniger noch als du bist. Daß ich das war, wußte ich aber damals schon und wußte es, ohne daß es mir jemand zu sagen nötig gehabt hätte. Deshalb habe ich in deinem Alter auch nie etwas versprochen, wenigstens nicht Dinge, die auf dem Gefühl basieren."

Sohr machte eine Pause. Dann begann er wieder und es war etwas wie Übermut in seiner Stimme:

„Es wär mir viel lieber gewesen, wenn du deine Bekenntnisse mir gegenüber etwa so vorgetragen hättest: Also, da bin ich wieder, mein lieber Vater. Natürlich mit Schulden. Wie immer. — Bitte, bezahl' sie. Auch wie immer. Du kommst dann nicht aus der Gewohnheit. Sei bitte so freundlich, dich auf ähnliche Überraschungen vorzubereiten, wenn du mir den Monatswechsel nicht erhöhst. Ich kann mit zwei-

hundert Mark beim besten Willen nicht auskommen, dieweil ich mir die Hörner noch nicht abgestoßen habe. Jede Operation kostet Geld, die schmerzlose besonders und runter müssen die Dinger, wenn ich ein brauchbarer Mensch werden soll. Besuche mich vier Wochen und überzeuge dich, daß Berlin teurer ist als Finkenschlag."

„Ja, du — du hättest das deinem Vater gesagt, aber ich! Dir so etwas zu sagen, fehlt mir der Mut."

Das sagte Claus sehr aufrichtig und fest. Aber als er den Vater ansah, erschrak er vor dessen todernstem Gesicht.

„Das ist schlimm mein Junge", antwortete Sohr, „sehr schlimm sogar. Es ist mehr als Enttäuschung. Es ist die Bankrotterklärung meiner Erziehungskunst."

Claus erschrak noch heftiger. Er suchte sich zu verteidigen. Gequält brachte er seine Erklärung vor.

„Du verstehst mich falsch, Vater. Ganz falsch! — Ich habe grenzenloses Vertrauen zu dir, aber auch grenzenlosen Respekt. Dein Format ist so groß, daß mich sein Schatten erdrückt. Vor deinem untadeligen Charakter kann ich zurzeit nicht bestehen, deshalb — — —!"

Verlegen schwieg er. Dann setzte er hinzu:

„Du verstehst mich, Vater."

„Schaffskopp", sagte Sohr unter Lachen. „Großer Junge, der du bist!", faßte seine Hände und zog ihn auf seinen Schoß.

„Komm mal her", ermunterte er und hielt seinen Jungen umfaßt, wie er das mit ihm als Kind täglich getan hatte.

Dabei fühlte er in Clausens Körper einen Widerstand gegen diese Umarmung.

In ihm selbst war Fröhlichkeit. Er wußte, daß er diesen Widerstand, den nur die ungewohnte Situation geweckt hatte, auslöschen würde.

„Brauchst mich nicht anzusehen, Junge, wenn es dich geniert. Guck zum Fenster hinaus. Aber wir müssen mal ernst und vernünftig zusammenreden. Es muß klar werden zwischen uns. So wie bisher geht das nicht mehr, mein Kleiner. — Sag mal, wie alt bist du eigentlich?"

„Neunzehn!"

„Schau, schau, schon neunzehn. Wie die Zeit vergeht! War ich auch mal", plauderte Sohr und sagte, als ob er sich selbst frage: „Was hab ich damals doch gleich ausgefressen? Das soll man nun noch wissen. Aber etwas war es ganz bestimmt. Du mußt nämlich wissen, daß dein Alter damals immer etwas anstellte. Soviel anstellte, daß er das zeitlich gar nicht mehr auseinanderhalten kann. Es ging auf keine Kuhhaut. Und es waren immer Dinge, die toll waren, oft leichtsinnig, fabelhaft leichtsinnig sogar, aber nie schlecht. Mein alter Herr hätte mich windelweich geschlagen, wenn sie das gewesen wären. Notabene, wie ich dich übrigens auch."

Claus' Gesicht hellte sich auf.

Sohr sprach ganz ruhig weiter.

„Die Streiche waren — ebenso wie die deinen — dem Leichtsinn, der Schwäche, der Gutmütigkeit oder einem gewissen Kraftgefühl entsprungen. Je nachdem. — Ich werde mir meinem sonst so verständigen Jungen gegenüber nichts vergeben durch Nennung einiger Beispiele. Also da erstens: Wenn uns Lausbuben meiner einstigen Heimat der alte gute Nachtwächter — Gott hab' ihn selig — wegen nächtlicher Ruhestörung interpellierte, die anderen Bengels auskratzten und ich den Ordnungshüter kurzerhand ins Schilderhaus sperrte, war das natürlich nicht in der Ordnung und hatte Folgen. Mit Recht! Denn wenn man sich selbst die Nacht um die Ohren schlägt, braucht man nicht andere, die vernünftiger sind, dazu zu zwingen. Für jemanden, der seine Schuldigkeit tut und halberfroren gegen drei Uhr morgens erst nach Hause kommt, ist das warme Bett und nicht das kalte Wachhäuschen der richtige Ort, den Tag zu erwarten."

Claus lächelte zu diesem offenen Bekenntnis seines Vaters und Sohr fühlte, wie langsam der Widerstand aus seines Sohnes Körper wich. Er saß schon ganz leger auf seinen Knien.

Weiter sagte Sohr:

„Zweitens! War da unter meinen Freunden ein Bürschchen in deinem Alter, das Medizin studierte. Seine Mutter war Witwe und hauste in irgendeinem Hintergebäude dem Himmel nahe. Also ganz oben. Mein Freund wohnte bei seiner Mutter. Es muß dort sehr dürftig ausgesehen haben, denn er hat mich nie mit zu ihr genommen. Der Junge mußte seine Mutter durch Stundengeben erhalten. Sich selbst dazu. Er hatte sehr oft nichts zu essen. Es fehlte ihm an allem und jedem. Das tat mir leid und so schleppte ich ihn monatelang mit durch."

„Das ist doch edel von dir gewesen", sagte Claus, aber Sohr fiel ihm ins Wort.

„Nee, mein Junge. Das sieht nur so aus. Es war leichtsinnig, zum mindesten unverantwortlich."

„Ich verstehe dich nicht."

„Du vergißt nämlich, daß ich — genau wie du — zu jener Zeit noch nichts verdiente und von meinem Vater erhalten wurde. D e r mußte zahlen und ich hatte leicht edel, freigebig und großmütig sein. Auf Kosten anderer ist das ziemlich bequem."

Claus, der verstand, was der Vater wollte, sagte sehr kleinlaut:

„Ah — so meinst du das!"

„Ja, mein Junge, so meine ich das. — Auch die Jumper, seidenen Strümpfchen und anderen Kleinigkeiten, die wir galanten Jünglinge zwischen achtzehn und zwanzig, generös wie wir nun mal sind, unseren lieben, kleinen Freundinnen schenken, bezahlen auch nicht eigentlich wir, sondern diejenigen, die während unserer Ausbildung oder unseres Studiums für unsere Unterhaltung aufzukommen haben. Wir selbst sind die charmanten Kerle sehr zu unrecht. Erfreulich ist diese unerfreuliche Sache nur dann, wenn — wie in deinem Falle — die diskreten Aufmerksamkeiten in der Familie bleiben."

Claus war sehr erstaunt.

„Wieso in der Familie?" fragte er.

„Nun, sagtest du nicht, daß du von Fräulein Kuppke nicht lassen würdest? Das heißt doch mit anderen Worten, daß du sie zu heiraten gedenkst, wenn es mal so weit ist, was, meiner Schätzung nach, in son 'n Stücker acht bis zehn Jahren der Fall sein könnte."

Sohr bediente sich mit Willen Finkenschlager Ausdrücke und eines burschikosen Tones um aus dieser Unterredung keine Staatsaktion zu machen. Diese Art der Auseinandersetzung hatte auch in seiner Jugend auf seine Psyche immer mehr gewirkt als Schimpfen und Schelten. Verschüchtern wollte er seinen Jungen nicht und das schien ihm auch gelungen zu sein, denn Claus antwortete:

„Sie ist mein Schicksal und ich bin ihres."

„Hm", dachte Sohr und war eine ganze Weile still.

Dann drückte er seinen Sohn unmerkbar fester an seine Brust.

„Schicksal", sagte er. „Wie man das hinspricht! So leicht, so einfach, wie man eine Handbewegung macht und weiß meist nicht, was Schicksal ist. Weißt du's, Clausimann?"

„Das Unabwendbare, das Dir-Beschiedene ist das Schicksal."

Sohr wiegte den Kopf.

„So das wohl stimmt? — Ich bin kein Wissenschaftler, nicht mal 'n Akademiker. Ich bin ein Bauer, aber einer, der mit offenen Augen in die Welt sieht und an Geschehen und Geschicken seiner Bekannten nicht blind vorbeigeht. Ich glaube, mein Junge, das, was du sagtest, ist nur zum Teil richtig."

„Belehre mich, Vater."

„Ich kenne zweierlei Schicksale. Eines, das auf uns zukommt, das mit uns ringt, das wir besiegen können und uns zu eigen machen. Ich bin ihm seltener begegnet. Ich fand, daß es immer nur das Schicksal der Großen, der Überwinder war. — Dann kenne ich ein anderes. Das lag in den Menschen, kam ihnen also nicht entgegen, sondern trat aus ihnen heraus. Es ging vor den Menschen hin und schleifte sie hinter sich her. Das war das Schicksal der — anderen! — Es wär mir bitter leid, mein Sohn, wenn dir das letztere beschieden wär."

Sohr drängte Claus behutsam von seinen Knien und stand auf.

„So", sagte er. „Nun geh zur Mutter. Die will ihren Sohn vor seiner Abreise auch noch ein Stündchen haben."

2.

Die Ferien waren vorbei. Claus war abgereist.

Die Sonne lastete brütend auf der Erde. Durch die Halme der Getreidefelder rauschten immer noch die Sensen der Schnitter und die Messer der Mähmaschinen. Sie legten das wogende Gold auf die grauen Äcker. Es war ja noch Erntezeit.

Auf Finkenschlag gab es viel Arbeit. Der Tag nahm kein Ende. An jedem Morgen grüßte die Sonne unausgeruhte Menschen.

Herr und Knecht teilen zur Sommerszeit gleiches Los. Überall auf dem Lande.

Vor Tagesgrauen schon hatte Sohr auf den Feldern zu tun. Auf ihm ruhten Verantwortung und Arbeit doppelt.

Sein Schwager, Harro Kaden, der Großsteinauer Rittergutsbesitzer war schlafen gegangen, kurz nachdem seine Gattin das gleiche getan hatte. Seinen großen Besitz hatte Claus geerbt. Die Nutznießung stand der Mutter zu.

Nun mußte Sohr auch diesen Besitz mit verwalten.

Allein hätte er es nicht schaffen können. Im alten Hinzelmann, seinem Getreuen aus vergangenen Tagen, hatte er seine Hauptstütze. Der war drüben in Großsteinau als Hofmeister beamtet und sah nach dem Rechten.

Das tat er gewissenhaft. Er betreute den Besitz wie seinen eigenen.

Wem der Herr Freund ist, dem wird das Arbeiten nicht schwer und das Treuehalten leicht.

Wer den Alten gekannt hatte, als er noch Knecht auf

Finkenschlag war, der kannte ihn heute nicht wieder. An ihm schien die Zeit vorübergegangen zu sein. Ja, er schien mit den Jahren jünger geworden!

Kein Wunder, denn mit dem, was ihm die Natur gegeben, war er haushälterisch umgegangen. Vergeudet hatte er nichts, nun besaß er an Lebenskraft und Mut noch einen stattlichen Reservefonds. Der hielt noch für ein Jahrzehnt vor.

Wenn man ihn und Sohr — wie eben jetzt — am Feldrain sitzen sah, hätte man beide für Brüder halten können. Und sonderbar, den um zwanzig Jahre älteren für den jüngeren.

Hannjörg Hinzelmanns Gesicht war immer noch glatt. Rosige Bäckchen zierten es. Die machten es gütig und fröhlich.

Sohrs Antlitz dagegen war verwittert und fahl. Auch die glühendste Sonne brannte es nicht braun. Zudem zogen sich Furchen von Nase zu Mund und zwischen den Brauen standen Falten.

„Wenn man dich so sieht," sagte Hinzelmann zu seinem Herrn, „könnte man denken, du seiest krank. Gut siehst du nicht aus".

„Wenn schon," entgegnete Sohr und stieß die Stockzwinge in die Erde.

„Nee — nicht wenn schon! Du mußt was für dich tun."

„Was für mich tun! Schön gesagt. — Wie denkst du dir das?"

„Sehr einfach. Ausspannen! An die See gehen oder in die Berge Du mußt Ruhe haben."

„Und die Ernte?"

„Kommt auch unter Dach. Brauchst dich nicht zu sorgen. Es bleibt dir genug."

„Mir?" — Sohr lächelte. Dann sagte er sehr ernst: „Du vergißt mein Lieber, daß Großsteinau meinem Jungen und Finkenschlag meiner Frau gehört. Mir kann also nichts bleiben. Ich bin als Vater meines Jungen und Mann meiner Frau nur der Verwalter ihrer Vermögen. Ich habe seinerzeit Carla Kaden geheiratet, nicht aber das Gut Finkenschlag."

Hannjörg faßte sich an die Stirn

„Das — das ist doch — —"

„Was denn?" fragte Sohr.

„Verrückt!" platzte Hannjörg heraus. „Total verrückt ist das. Wo gibt's denn so etwas. In der ganzen Welt nicht."

„In Finkenschlag gibt es das."

„I gucke doch! In Finkenschlag. — Du bist wohl nicht von dort?"

„Ich denke, daß ich von dort bin."

„Dann müßtest du wissen, daß der Wetter mit nichts, mit gar nichts — nicht einen blanken Sechser hat er gehabt — seine Grete geheiratet hat, die hundertfünfzig Morgen mitbrachte. Die gehören ihm doch, die sind doch seine, denn er versäuft sie ja und niemand sagt ein Wort dagegen. Auch du nicht! Auch Herr Sohr nicht. Obgleich der — —!"

Er hielt im Satze inne und schlug sich auf den Mund.

„Geht mich ja nichts an. Und ist doch ein Jammer! — He, und vergißt wohl auch, daß der Kleinstenber, der Bandler, der Keimel und all' die anderen, die sich als ganz gewöhnliche Verwalter Bauernmädels zu Frauen wählten, jetzt auf ganz passablen Wirtschaften sitzen und die großen Herren spielen? Frag' die mal, ob sie sich nur als Treuhänder fühlen?"

„Darauf kommt es nicht an. — Als was sie sich fühlen, ist belanglos. Was sie sind, ist wesentlich! In Irrenhäusern kannst du Bettler sehen, die sich Könige dünken. Jeder handelt nach seiner Veranlagung. Ich kann aus meiner Haut nicht heraus."

„Du — ja du! Du bist ja überhaupt ein besonderer. Dich versteht kein Mensch. Lachen tun sie über dich."

„Tut mir das weh, Hannjörg? Laß sie! Sie haben auch schon über mich geweint", damit stand er auf und wendete sich zum Gehen.

Hannjörg hielt ihn zurück.

„Noch einen Augenblick, Sohr."

„Was ist?", fragte der unwillig.

„Willst du nicht den Wetterschen Besitz kaufen? Es wär doch schade, wenn er in andere Hände käme."

„Ist er verkäuflich?"

„Das nicht. Wenigstens noch nicht. Aber lange kann es nicht mehr dauern. Das weißt du selbst. Man spricht schon ganz offen über die Sache."

„Werd' mir's überlegen", sagte er und ging.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann mit den hundert Namen.

Die Odyssee des Ulysses Ruel. — Spion und Gemeindesekretär. — Leutnant und Kammerdiener.

Von Georges Mounsard-Paris.

Zur Zeit steht der Fall Ruel, des Mannes mit den hundert Namen, im Vordergrund des Interesses der Pariser Boulevardpresse und ihrer verwöhnten Leserschaft. Eine Odyssee traudigster Art liegt hinter dem Helden dieses Kriminalromans aus dem Leben. Ruel, dem eine Ironie des Schicksals den Vornamen Ulysses gab, verlor nach kurzer Ehe seine Frau durch Selbstmord. Die Gründe für diese Tat blieben unbekannt, doch scheint Ruel seit diesem Tage auf die schiefe Bahn geraten zu sein.

Er siedelte nach Algier über und wurde dort wegen Betruges zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Bei Kriegsausbruch hatte er seine Strafe kaum abgesessen, meldete sich aber sofort als Kriegsfreiwilliger und wurde seiner guten Führung wegen innerhalb kurzer Zeit zum Leutnant befördert. Der Krieg dauerte ihm aber zu lange, und der Dienst bot ihm nicht genügend Abwechslung. Ruel setzte sich mit Vertretern einer fremden Macht in Verbindung und spionierte zum Schaden Frankreichs. Außerdem erlaubte er sich einige tiefe Griffe in eine ihm anvertraute Militärkasse und wurde dabei abgefaßt. Die Untersuchung brachte auch seine Spionentätigkeit ans Tageslicht, doch bevor die Verhandlung gegen ihn eröffnet wurde, brach er aus dem Gefängnis aus. Das Kriegsgericht in Bordeaux verurteilte ihn in Abwesenheit zum Tode. Ruel blieb verschwunden.

Kurz nach dem Kriege mietete ein eleganter junger Mann, der sich Lamercerie nannte, ein Zimmer bei einer Frau in Cette. Er wohnte dort ein halbes Jahr und zog dann nach Rouen. Kurz danach suchte er Cette noch einmal auf, um einige in seiner alten Wohnung zurückgelassene Gegenstände zu holen. Ein in Cette unbekannter Mann trug ihm seinen Koffer zur Bahn. Am nächsten Tag fand man die Leiche der ermordeten Zimmervermieterin. Der Verdacht mußte sich gegen Lamercerie richten. In seinem Zimmer wurde ein Lichtbild entdeckt, an Hand dessen die Polizei feststellte, daß Lamercerie der zum Tod verurteilte Leutnant Ruel war. Jede weitere Spur ging verloren.

Niemand ahnte, daß sich unter dem Namen eines Marcus Champeau, der bald danach in Marseille auftauchte, der gesuchte Ulysses Ruel verbarg. Er zeichnete Bilder für Pariser Magazine, verdiente hierbei aber nicht genug, um seine noblen Gewohnheiten beibehalten zu können. Eine Zeitlang war er deshalb abends in dem Restaurant als Musiker tätig, wo er mittags als Elegant zu speisen pflegte.

Beide Berufe gefielen ihm bald nicht mehr, und er wurde unter anderem Namen Fabrikarbeiter. Seine neue Stellung sagte ihm aber noch viel weniger zu. Er bewarb sich um die Stelle des Gemeindesekretärs in Rove und erhielt den Posten auf Grund falscher Papiere und Zeugnisse. Die Leute in Rove konnten ihren gebildeten weltmännischen und tüchtigen Sekretär nicht genug loben, doch nur bis zu dem Augenblick, da die Polizei entdeckte, daß er auf Wunsch falsche Pässe ausstellte, Standesregister „korrigierte" und einigen Verbrechern durch falsche Angaben in seiner dienstlichen Eigenschaft zur Flucht verhalf. So mußte auch Marc Champeau in der Versenkung verschwinden.

Während die Behörden nach dem geflüchteten Gemeindesekretär fahndeten, saß Ruel ruhig in Versailles. Dort trat er stets unter einem neuen Namen und mit entsprechenden Papieren versehen als Kammerdiener, Buchhalter, Musiker, Bote, Artist, Kunstschlosser und Zeichner auf und arbeitete so lange zu voller Zufriedenheit seiner Arbeitgeber, bis ihn wieder der Drang nach Veränderung packte. Gelegentlich führte er auch einen schlechten Streich aus, ließ sich zu kurzen Gefängnisstrafen verurteilen, wollte Filmdiven entdecken. Es gab kaum einen Beruf, den Ruel nicht eine Zeitlang mit Erfolg ausgeübt hätte. Zuletzt wurde er Kammerdiener in Paris, beging aber die Unvorsichtigkeit, sich nach einem Diebstahl von 20 000 Frks. festnehmen zu lassen.

Während der Untersuchung entdeckte die Polizei, daß der Kammerdiener Delorme mit dem fahnenflüchtigen Leutnant Ruel,, dem Zimmermieter Lamercerie, dem Gemeindesekretär Champeau und Dutzenden von anderen kleineren Gaunern identisch war. Daraufhin meldete sich die Militärgerichtsbarkeit als erste und verlangte die Überführung des Gefangenen nach Bordeaux. Dort wurde Ruel im erneuten Verfahren — das Todesurteil war unter die Amnestie gefallen — wegen Spionage zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Er sollte die Strafe sofort verbüßen. Weil man ihm das Rauchen verbot, trat er in den Hungerstreik und magerte zum Skelett ab. Das Korpskommando in Bordeaux war froh, als es Ruel in das

Untersuchungsgefängnis in Montpellier abschieben konnte, wo sich dieser dank der guten Kost bald erholte.

Dieser Tage stand Ruel vor dem Schwurgericht unter der Anklage, den Mord in Cette begangen zu haben. Er trat dort mit einer Sicherheit und Unbefangenheit auf, die nicht ohne Eindruck auf die Geschworenen blieb. Verschiedene Zeugen widerriefen die gegen Ruel gemachten Aussagen, und die Öffentlichkeit war nicht allgemein von seiner Schuld überzeugt. Auch einige Geschworene müssen an Ruels Unschuld geglaubt haben, denn das nach zweitägiger Verhandlung gefällte Urteil erweckte den Eindruck des Kompromisses. Es erkannte Ruel wohl der Tat schuldig, verneinte aber den Vorbedacht. Ruel wurde demgemäß zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in Cayenne verurteilt.

Sicher ist mit diesem Urteil noch nicht das letzte Wort im Fall Ruel gesprochen worden, denn der Mann mit den hundert Namen wird Berufung einlegen. Tatsächlich können die Art seiner Gaunerstreiche und der humorvolle Zug, der durch seine Odyssee geht, den Glauben wecken, Ruel trage nicht die Schuld an dem ihm zur Last gelegten Kapitalverbrechen.

Der Fluch einer Frau.

Der Dichter Jean Paul sagt in einem seiner Werke: „Wenn die Frauen Offiziere werden könnten und den Soldaten „halt" kommandieren müßten, dann würden sie dies nicht nur mit dem einen Wort „halt" machen, sondern in ihrer Redseligkeit gewiß auf folgende Weise: Ihr Soldaten alle, aufgepaßt. Ich befehle euch, daß ihr, wenn ich gesprochen habe, jeder auf dem augenblicklichen Platz stillsteht. Habt ihr mich verstanden? Paßt auf! 1, 2, 3 halt. Halt! sage ich euch." Als diese immerhin etwas unhöfliche Beurteilung der Frauen einmal von einer amerikanischen Dame gelesen wurde, erregte sich dieselbe darüber so sehr, daß sie sofort einen Artikel folgenden Inhalts an eine amerikanische Zeitung schrieb:

„Mister Jean Paul, ich versichere Ihnen, daß der Tag, an dem Sie das bewußte Frauenlaster (Redseligkeit) zu Papier brachten, für Sie ein Unglückstag war. Ich wünsche Ihnen zur Strafe, daß Sie einsam, ohne jemals einen Gruß oder Blick von einer liebenden Frau zu erhalten, durch das Leben gehen müssen. Mögen Ihre Hosenknöpfe niemals fest bleiben, Ihre Hosenträger immer zu kurz und Ihre Strümpfe immer voller Löcher sein. Ihren Stiefelknecht sollen Sie niemals finden, Ihr Rasierwasser soll immer, selbst mitten im harten Winter, kalt, und Ihr Rasiermesser so stumpf wie eine Säge sein. Ich wollte, daß Ihr Haar rot würde wie ein gekochter Krebs und stets aufwärts stände, und daß Ihre Stehkragen immer schlapp herunterhängen. Ihre Schnurrbarthaare sollen so hart wie die Borsten eines Stachelschweins, Ihr Kaffee soll immer schlecht und Ihre Suppe immer versalzen, Ihr Braten täglich zäh, Ihre Kartoffeln immer kalt und Ihr Tee immer dünn und bitter sein. Zum Schluß wünsche ich Ihnen noch, daß Sie mit einem brennenden Durst nach Liebe, als ein einsamer, ruheloser, verspotteter, armer, alter Junggeselle Ihr gehässiges Leben weiterschleppen."

Walfischjagd.

Die Jagdgründe im Eismeer. — Norwegens Walfisch-Jagdexpedition. — Wie die Jagd heutzutage vor sich geht. — Der schwimmende Ballon.

Anfang Dezember etwa macht sich die norwegische Fangexpedition auf den Weg nach dem Eismeer, um dort der Walfischjagd obzuliegen. Das Gros der Walfische nämlich hat seinen Aufenthaltsort vornehmlich in die Eismeerregionen verlegt, vor allem in das südliche Eismeergebiet, und die Walfischfänger, die auf ergiebige Beute rechnen wollen, müssen den Tieren in diese unwirtliche Gegend folgen. Aus diesem Grunde haben die Walfischexpeditionen auch heute noch, trotz aller erdenklichen Neuerungen der Zeit, gefährliche und schreckhafte Abenteuer zu bestehen, und das, was früher für die kleineren Boote die Schwanzflosse des harpunierten Wales bedeutete, stellen heute die riesigen Eisschollen dar, die schon manches der mit modernsten Einrichtungen ausgestatteten Fangschiffe vernichtet haben.

Die Walfischjagd ist einer der wichtigsten Erwerbszweige Norwegens und es ist nicht zu verwundern, daß sich die norwegischen Zeitungen alljährlich — sobald es ans Ausrücken der Walfischflotte geht — immer wieder mit der interessanten Walfischjagd befassen. So wurde dieses Jahr mitgeteilt, daß 1927 die Weltproduktion an Öl 1 228 500 Fässer betrug und daß Norwegen allein mit 700 000 Fässern an diesem Ergebnis beteiligt ist. Diese 700 000 Fässer Öl entsprechen einem Wert von 75 Millionen Mark und man wundert sich nicht, wenn man hört, daß die norwegischen Fanggesellschaften über ein Kapital von ungefähr 100 Millionen Mark verfügen. Das Zentrum der Walindustrie der Welt befindet sich in dem norwegischen Hafen Sandefjord. Von dort aus nimmt die norwegische Fangexpedition ihren Weg, die dieses Jahr aus 26 Mutterschiffen und 85 Spezialfangschiffen mit etwa 5000 Mann Besatzung besteht. Die Mutterschiffe stellen schwimmende Fabriken zur Bearbeitung der gefangenen Tiere dar; sie sind mit allen Vorteilen modernster Technik versehen und mit den neuzeitlichsten Maschinen ausgerüstet. Die Fangboote sind etwa 30 Meter lang, geschlossen und jedes der Boote besitzt außer einer Dampfmaschine eine Kanone, aus der die Harpune abgeschossen wird. Die elfköpfige Besatzung jedes Bootes besteht aus zwei Ingenieuren, zwei Heizern, vier Matrosen, einem Harpunier, einem Steward und einem Steuermann. Alle diese Leute kehren erst wieder auf ihr Mutterschiff zurück, wenn die ganze Jagdperiode zu Ende ist. Die ganze Fangexpedition bleibt etwa acht Monate in den Eismeerregionen, und wenn die Verhältnisse auch nur einigermaßen günstig sind, kann mit Jagdergebnissen gerechnet werden, von denen sich die Walfänger von ehedem, trotzdem sie meist jahrelang unterwegs waren, natürlich keinen Begriff machen konnten.

Matadoren der Fangexpeditionen sind die Harpuniers, von deren persönlichem Können großenteils das Resultat der Jagd abhängt. Gute Harpuniers sind außerordentlich gesucht und es wird mitgeteilt, daß der berühmteste norwegische Harpunier, Lars Andersen, jetzt von einer der Gesellschaften mit einem dreijährigen Kontrakt und einem Jahresgehalt von 200 000 Mark engagiert worden ist. Es wird auch erzählt, daß dieser Lars Andersen noch niemals einen Fehlschuß getan, sondern bisher immer das von ihm verfolgte Tier mit dem ersten Schuß tödlich getroffen hat. Das Harpunieren geschieht jetzt derart, daß die zwei Meter lange stählerne Harpune aus der am Bug des Schiffes stehenden Kanone abgeschossen wird, und der Schuß soll die Mitte des Wales treffen. Trotzdem dauert der Todeskampf des riesigen Tieres stundenlang und es sind aufregende Stunden, in denen das Fangboot von dem verwundeten Tier solange hinter sich her gezogen wird, bis der Wal verendet ist. Der tote Wal wird — um vor dem Versinken bewahrt zu werden — mit einer besonders dazu konstruierten Luftpumpe aufgeblasen, daß er gleich einem schwimmenden Ballon hinter dem Schiff hergezogen wird. Erst nachdem mehrere Wale erlegt sind, kehrt das Fangboot für kurze Zeit zu dem Mutterschiff zurück, um seine Beute abzuliefern.



Bunte Chronik



* **Nach dem Mittelpunkt der Erde.** Nach dem Mittelpunkt der Erde zu gelangen, wie es Jules Verne so phantastisch ausgeklügelt hat, dürfte wohl menschenunmöglich sein. Der Durchschnitt des Erdhalbmessers beträgt 6 267 648 Meter. Immerhin sind bei Bohrungen schon ganz erstaunliche Resultate erzielt worden; und das tiefste Bohrloch der Erde mit 2240 Meter niedergebracht zu haben, darf sich die kleine Ortschaft Czuchow in Oberschlesien rühmen. Das nächsttiefe Bohrloch mit 2003,34 Meter befindet sich in Paruschowitz bei Rybnik (Oberschlesien). Bei ersterer Bohrung wurde ein Anwachsen der Temperatur um 1 Grad Celsius auf je 31,8 Meter, die höchste Temperatur mit 83,4 Grad gemessen.

*

* **Der Senior der Luther-Nachkommen gestorben.** Im Alter von fast 75 Jahren starb in Reinerz (Schlesien) Otto Schede, früher Oberlehrer in Perleberg. Er war im 10. Gliede Nachkomme des Reformators Martin Luthers. Der Älteste unter den männlichen Nachkommen Luthers ist nunmehr Ernst Avenarius, Tapeziermeister in Magdeburg. Die Avenarius-Familie, von der fast 20 Glieder in Amerika leben, stammt von einer Tochter Johann Ernst Luthers, des Enkels des Reformators. Die Schede-Familie, zu der auch der Erforscher der Luther-Nachkommenschaft Pastor Sartorius in Dankelshausen gehört, stammt von einer Tochter Johann Martin Luthers II, des Enkels Johann Ernst Luthers. Die Gesamtzahl der lebenden Nachkommen Luthers beträgt zurzeit 648.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.